

Marina Gessner

LESEPROBE



THE DISTANCE

FROM ME

to you

ROMAN



bloomoon



MARINA GESSNER

ist ein Pseudonym der Autorin Nina de Gramont. Nina schreibt Romane und Kurzgeschichten für Erwachsene und Jugendliche und unterrichtet Kreatives Schreiben an der University of North Carolina Wilmington. Sie lebt mit ihrem Mann und ihrer Tochter an der Küste in North Carolina, USA.

Mögen deine Pfade gewunden, verschlungen, einsam und gefährlich sein und dich zu einer herrlichen Aussicht führen.

Mögen deine Berge sich bis in und über die Wolken erheben.

EDWARD ABBEY

Amerikanischer Schriftsteller, Philosoph und Naturforscher



Sam wusste nicht, ob er erleichtert, überrascht oder enttäuscht sein sollte, als er hörte, dass Kendra ihm auf dem Weg, auf dem er ging, nachgestürzt kam. Wenn man es überhaupt als Weg bezeichnen konnte – der überwucherte Trampelpfad war das genaue Gegenteil des Appalachian Trail. Irgendjemand war dort schon einmal entlanggewandert, vielleicht hatten ihn auch erst kürzlich Leute beschritten. Die wilde Ursprünglichkeit begeisterte und beflügelte ihn. Natürlich hätte er Kendra am liebsten bei sich gehabt. Aber gleichzeitig wollte er sicher sein können, dass sie ihn verlassen würde, falls es nötig war. Er hatte sich wie der letzte Idiot benommen.

»Sam«, hörte er Kendra hinter sich rufen. Ihre Stimme klang fröhlich, aufgeregt, es lag keine Spur von Verärgerung über den Streit darin, den sie die letzten paar Kilometer geführt hatten. »Sam, warte doch mal.«

Er blieb stehen. Genau hinter der nächsten Baumgruppe war eine Lichtung zu sehen. Bestimmt hatte man von dort aus eine schöne Aussicht. Aber er bezweifelte, dass die Aussicht mit dem Anblick von Kendra, die mit ihren strahlenden blauen Augen atemlos auf ihn zugerannt kam, mithalten konnte. In ihm tat sich eine Weite auf, die viel unermesslicher war, als jede Aussicht es je sein konnte. Schnell setzte er den Gesichtsausdruck auf, der ihm am leichtesten fiel: das lässige Grinsen.

»Sam«, rief sie keuchend und zog an den Schultergurten ihres Rucksacks. Zum Glück war sie nicht gestolpert, als sie versucht hatte, ihn einzuholen.

»Du wirst es nicht glauben«, fuhr sie schwer schnaufend fort. Er sah, dass sie sich am liebsten nach vorn gebeugt und auf den Knien

abgestützt hätte, um wieder zu Atem zu kommen, was aber aufgrund ihres schweren Rucksacks nicht ging. »Ich habe Walden gesehen«, brachte sie keuchend hervor. »Oben auf dem Trail. Mit seinem Bart und seinem Papagei. Ich habe mich mit ihm unterhalten.«

»Du hast Walden gesehen?« Sam kniff ungläubig die Augen zusammen. Ihm wäre niemals in den Sinn gekommen, an Kendras Ehrlichkeit zu zweifeln. Aber konnte es wirklich sein, dass sie *Walden* gesehen hatte? Walden höchstpersönlich?

»Ja«, rief Kendra. »Er hatte fast den gleichen Rucksack wie du. Und einen total coolen Wanderstock. Und er hat wirklich einen kleinen Papagei dabei. Seine Stimme klingt ganz tief und rau. Und streng. Aber er hat nicht versucht, mich umzubringen.«

Sam lachte, und Kendra versuchte es ebenfalls, doch sie war noch zu sehr außer Atem.

»Was hat er gesagt?«, fragte Sam.

Er ging ein paar Schritte auf sie zu, um den Abstand zwischen ihnen zu überwinden. Er wusste selbst nicht, warum er abwechselnd das Bedürfnis verspürte, eine Mauer zu errichten und sie dann wieder einzureißen. Das zweite Gefühl war das stärkere, denn es lag außerhalb seiner Kontrolle.

»Er hat gesagt, ich soll den Trail nicht verlassen«, sagte Kendra. »Er meinte, der Wasserfall wäre bloß ein Märchen.«

»Er ist ja selber bloß ein Märchen.«

»Das hab ich ihm auch gesagt! Und weißt du, was er dann gemacht hat? Er hat gelacht.«

Sam schloss seine Hände um die Träger ihres Rucksacks und zog sie zu sich heran. Sie stolperte leicht und er fing sie auf und hielt sie fest. Bevor er sie küsste, sagte er: »Hey. Es tut mir leid.«

Er war jetzt so nah, dass er ihr Gesicht nicht mehr deutlich erkennen konnte, so nah, dass er spürte, dass sich ihre Lippen bewegten und an seinen Lippen rieben. Bestimmt wollte sie sagen: *Es tut mir auch leid*, doch sie unterbrach sich. Kluges Mädchen. Es gab nichts, wofür sie sich entschuldigen musste.

Er sagte: »Ich bin froh, dass du hier bist.«

»Ich auch«, erwiderte sie. Er schnitt ihr zweites Wort ab, indem er die wenigen Millimeter, die sie noch trennten, überwand und sie küsste.

Kendra war *wirklich* froh. Sie konnte nicht genau erklären, weshalb, aber sie hatte nicht das Gefühl, eine Niederlage erlitten oder klein beigegeben zu haben. Es kam ihr eher so vor, als hätte sie ein Gefühl gegen ein anderes eingetauscht. Während Sam und sie zwischen den Bäumen hindurch auf einen Bergkamm zuwanderten, brach vor ihnen der Himmel auf und der klare Tag wich einer noch klareren Abenddämmerung. In diesem Moment fiel das Bedürfnis, möglichst weit voranzukommen, der Wunsch, ihr Ziel zu erreichen, von ihr ab und wurde von einem wilden Gefühl von Freiheit und Gesetzlosigkeit überlagert. Es war, als hätte sie mit Sams Hilfe etwas zu fassen bekommen, was die ganze Welt (und ihr eigener Verstand) ihr bisher verweigert hatten.

»Sieh nur«, sagte Sam.

Er blieb auf dem höchsten Punkt des Kamms stehen und stellte seinen Rucksack ab. Eine unerwartet flache Stelle tat sich vor ihnen auf, der Untergrund war überhaupt nicht felsig, es gab sogar eine perfekte sandige Fläche für ihr Zelt. Irgendjemand hatte dort schon gecampt, was Kendra insgeheim beruhigte, auch wenn sie es nicht zugeben wollte. Es gab eine kleine Feuerstelle mit einem Steinkreis, der Boden war freigekratzt und man sah die verkohlten Überreste eines Lagerfeuers.

»Wir können heute Abend ja deinen Campingkocher benutzen«, schlug Sam vor. Sie konnte ihm anhören, dass er kompromissbereit sein wollte. »Es ist ziemlich trocken hier oben und der Rauch könnte die Waldhüter auf uns aufmerksam machen.«

»Auf keinen Fall«, erwiderte Kendra. »Nach so einem Tag, hier oben auf dem Bergkamm, mit dieser Aussicht ... brauchen wir auf jeden Fall ein Feuer. Ich glaube, ich kann schon gar nicht mehr ohne, wenn du es genau wissen willst.«

Sam lächelte. Ein richtiges Lächeln, nicht das distanzierte,

überhebliche Lächeln von vorher, das sie so wütend gemacht hatte. Doch sie traute der Situation noch nicht, zumindest noch nicht ganz. Wenn es ein Muster für Sams Kommen und Gehen gab, dann hatte sie es noch nicht entschlüsselt.

»Hey«, sagte er. »Hey, Mack.«

»Ja?«

»Es tut mir leid.«

»Du hast dich bereits entschuldigt.«

»Ich weiß. Aber obwohl es mir leidtut und obwohl ich mich wie ein Idiot verhalten habe, freue ich mich trotzdem, dass wir hier sind. Du und ich.«

Kendra nickte. Sie zog ihre Fleecejacke an. Die kühle Nachmittagsbrise verwandelte sich langsam, aber sicher in einen kalten Abendwind. Ihre Wasserflaschen hatten sie bereits vor etwa anderthalb Kilometern in einem kleinen Bach aufgefüllt. Das Wasser hatte so klar ausgesehen, dass sie fast versucht gewesen waren, es nicht zu filtern, obwohl sie es natürlich trotzdem getan hatten. Genauer gesagt hatte es natürlich Kendra getan.

»Ich auch.« Sie ließ die Schultern nach hinten kreisen, um die Verspannungen zu lösen, die der Sprint verursacht hatte. Er machte einen Schritt nach vorn, legte die Hände auf ihre Schultern, grub die Finger hinein und begann sie zu massieren.

»Weißt du, was cool wäre? Ein paar Tage hierzubleiben. Ein paar Tageswanderungen zu unternehmen, die Gegend zu erkunden.

»Du denkst immer noch an den Wasserfall, oder? Du willst ihn wirklich finden«, sagte Kendra seufzend. Sie ärgerte sich über ihn, was ihr nicht leichtfiel, wo er doch so nett zu ihr war und seine Hände sich so gut anfühlten. Aber hatte sie nicht schon klein beigegeben, als es darum ging, den Trail zu verlassen? Was schließlich keine kleine Sache war. Wie lange sollten sie sich denn noch hier draußen in der Wildnis herumtreiben?

Sam zuckte mit den Schultern. »Vielleicht«, sagte er. »Schließlich hätte ich auch nie gedacht, dass wir mal Walden begegnen. Ich hätte nie gedacht, dass ich mal jemanden wie dich kennenlerne.«

In diesem Moment verflog ihr ganzer Ärger. Worüber sie sich ebenfalls hätte ärgern können, doch die Endorphine von der Wanderung leisteten ganze Arbeit. Außerdem fühlte sich der leichte Wind so gut an. Und mit Sam zusammen zu sein, fühlte sich ebenfalls gut an.

Ohne sich erst absprechen zu müssen, begannen sie, Holz zu sammeln. Sie machten ein kleines Feuer, auf dem sie eine Packung Instant-Nudeln zubereiteten und die letzten getrockneten Cranberrys aßen. Als die Nacht hereinbrach, war die Sicht auf die Sterne so atemberaubend klar wie noch nie zuvor auf dem Trail. Obwohl sie das Zelt aufgebaut hatten, stand es außer Frage, dass sie heute Abend draußen schlafen würden.

Kendra durchforstete ihren Proviantbeutel. Zwar befanden sich keine Berge von Essen mehr darin, aber zumindest waren noch eine Handvoll Energieriegel und etwas Trockenfleisch übrig. Damit konnten sie zur Not ein paar Tage überleben, auch wenn die Portionen natürlich dürrig ausfallen würden. Dafür würde ihnen was auch immer sie in der nächsten Ortschaft bestellen würden umso köstlicher und reichhaltiger vorkommen.

»Wenn wir zurück auf dem Trail sind, müssen wir so schnell wie möglich einen Stopp einlegen, neuen Proviant kaufen und Wäsche waschen«, erklärte Kendra. »Aber ich finde, du hast recht. Ein paar Tage hierzubleiben, wäre wirklich schön. Bevor wir nach Georgia kommen, bevor die letzte Etappe beginnt.«

Aufmerksam beobachtete sie sein Gesicht, um zu sehen, wie er darauf reagieren würde, auf die Vorstellung, dass die Wanderung dann vorbei sein würde. Mit allen Konsequenzen, die sich daraus ergaben. Kendra wollte nicht, dass das Ende der Wanderung auch das Ende ihrer Beziehung bedeutete. Aber sie wollte auch nicht dafür verantwortlich sein, eine Zukunft für sie beide zu planen.

Und dennoch. Nachdem sie gegessen und ihre Vorräte verstaut, ihre Schlafsäcke zusammengezzippt und als Doppelbett über die Sandfläche gebreitet hatten, als sie Seite an Seite dalagen, Händchen hielten und hinauf zu den Sternen blickten, konnte Kendra

nicht anders. Sie murmelte gegen ihren Willen: »Hey, Sam. Ich liebe dich. Und du liebst mich. Weißt du noch?«

»Wie könnte ich das je vergessen, Mack.«

Er wandte seinen Blick vom Sternenhimmel ab und drehte sich zu ihr. Seine Hand auf ihrem Gesicht hätte sich eigentlich schwierig anfühlen müssen, aber vor allem fühlte sie sich kräftig an. Und in der Art, wie er sie ansah, lag zugleich etwas Sanftes und Eindringliches, als wären die Gefühle, die er empfand, zu stark, zu überwältigend für ihn. Kendra glaubte ihm uneingeschränkt, vorbehaltlos, mehr als wenn er es tatsächlich ausgesprochen hätte.

Als Kendra am nächsten Morgen aufwachte, war es strahlend schön. Das Frühstück ließen sie ausfallen, da sie beide keinen Hunger hatten und ihre Vorräte ohnehin zur Neige gingen. Wenn sie noch ein oder zwei Nächte hier draußen zelten würden, mussten sie ihren Proviant gut einteilen und vielleicht sogar im Wald nach Nahrung suchen.

»Wahrscheinlich ist es nicht mehr die richtige Jahreszeit, um im Wald noch etwas Essbares zu finden«, sagte Kendra, während sie sich abmühte, ihren Schlafsack in die Hülle zu stopfen. Von allen Auf- und Abbauaufgaben auf dem Trail war das diejenige, die sie am wenigsten mochte – eine riesige Stoffmasse in einen kleinen Packsack zu pressen, erforderte mehr Muskelkraft und Geduld, als man denken würde.

»Wirf ihn doch einfach ins Zelt«, meinte Sam. »Oder lass ihn draußen liegen. Es ist keine einzige Wolke am Himmel.«

Kendra blickte nach oben, auch wenn sie natürlich bereits bemerkt hatte, dass der Himmel wolkenlos war und die frühmorgendliche Sonne grell auf sie herabschien. Wäre ihr iPhone nicht kaputtgegangen, hätte sie vielleicht die Wettervorhersage aufgerufen – wenn sie überhaupt Empfang gehabt hätte hier draußen. Doch da sie nun ohne ihr Handy unterwegs war, hatte sie gelernt, das Wetter einfach dadurch vorherzusagen, dass sie draußen war, und sie hatte ebenfalls gelernt, dass das alles andere als einfach war.

Oft war der Himmel morgens klar und am Nachmittag regnete es trotzdem.

Sie nahm ihren nur zur Hälfte in die Hülle gestopften Schlafsack und warf ihn ins Zelt, tat dasselbe mit Sams Schlafsack und zog den Reißverschluss der Zelttür zu. Dann studierte sie die Karte in ihrem Wanderführer. Der AT war eingezeichnet, genau wie die Straßen, die den Trail kreuzten. Doch die riesige Fläche rund um den Wanderweg war nichts weiter als das – eine riesige Fläche voller grüngrauer Schnörkel, die Felsen und Bäume darstellen sollten. Die Karte würde ihr hier draußen nichts nützen. Sie klappte das Buch wieder zu und schob es in ihren Rucksack.

»Bereit für eine kleine Erkundungstour?«, fragte Sam.

Sams Rucksack war kleiner als ihrer, daher verstauten sie seinen spärlichen Inhalt im Zelt und beluden ihn stattdessen mit allem, was sie für eine Tageswanderung brauchen würden – Dörrobst und Trockenfleisch, ein paar Wasserflaschen, den Wasserfilter und die Zeltplane. Kendra steckte für alle Fälle noch das Fläschchen mit den Jodtabletten und ein paar wärmere Kleider ein und befestigte außen ihre Uhr, auf die sie bis jetzt noch keinen Blick geworfen hatte. Er fühlte sich wunderbar leicht an, als sie ihn sich auf den Rücken schwang.

»Hey«, sagte Sam. »Lass mich den Rucksack tragen.«

Diesem Angebot konnte Kendra nicht widerstehen. Ihr eigener Rucksack war inzwischen so sehr zu einem Teil ihres Körpers geworden, dass sie jetzt, ohne all die zusätzlichen Kilos, das Gefühl hatte, nur noch halb so viel zu wiegen wie vorher. Als sie Sam hinterherging, ohne dass ihr die schweren Riemen in die Schultern oder in die Hüfte schnitten, kam es ihr vor, als würde sie fliegen. Leichtfüßig wippte sie bei jedem Schritt mit den Fußballen auf und ab. Sam schien beschossen zu haben, einem schmalen ausgetrockneten Bachbett zu folgen, das bergab, tiefer in den Wald hinein führte.

»Woher weißt du, wo wir langmüssen?«, fragte Kendra.

»Wenn man einen sagenumwobenen Wasserfall sucht, der einem Volk von Geisterwesen gehört, muss man seinem Instinkt folgen.«

Was übersetzt wohl heißen sollte: *Ich habe keine Ahnung, was ich tue oder wo ich langgehe*. Sam begann, sich von dem trockenen Flussbett zu entfernen, was Kendra für keine gute Idee hielt. Sie sagte jedoch nichts, so berauscht war sie noch immer von diesem neuen Gefühl von Freiheit und Gesetzlosigkeit. Gewohnheitsmäßig wanderte ihr Blick zu den Bäumen, wo sie nach weißen Markierungen Ausschau hielt, und jedes Mal, wenn ihr klar wurde, dass es hier draußen keine Markierungen gab, empfand sie ein leichtes Kribbeln – eine Mischung aus Freude und Angst. Wie immer, wenn sie wanderten, herrschte ein angenehmes, freundschaftliches Schweigen zwischen ihnen, ein Schweigen, das Kendra insgeheim immer als »konzentrierte Stille auf dem Weg zum Ziel« bezeichnete, außer dass es jetzt nicht darum ging, irgendwo anzukommen oder möglichst viele Kilometer zu schaffen.

Zum ersten Mal in ihrem Leben hatte sie nicht das Gefühl, irgendetwas erreichen zu müssen, sondern war einfach sie selbst. Unter einem blauen, wolkenlosen Himmel, umgeben von Bäumen, begleitet von einem Menschen, den sie in der Wildnis kennengelernt hatte, einem Menschen, den sie von ganzem Herzen liebte.

»Wow, verdammt. Das gibt's ja gar nicht«, rief Sam.

Kendra blieb abrupt hinter ihm stehen. Als sie aus der Waldgrenze heraustraten, tat sich die spektakulärste Aussicht auf, die sie je gesehen hatte. Das Panorama war so atemberaubend, dass es fast unwirklich schien. Die Bäume gaben den Blick frei auf eine breite sandige Fläche, die an einen Felsvorsprung angrenzte – eine Steilwand aus spitzem Schiefer, die zu einem See hin abfiel. Der See war so klar und sauber, dass er ein Spiegelbild des Himmels bildete.

»Das ist wie ein Geschenk«, rief Kendra atemlos. »Eine Belohnung dafür, dass wir den Trail verlassen haben.«

Sam legte den Arm um sie und drückte sie leicht. »Hast du Hunger?«, fragte er.

»Und wie.«

Er nahm seinen Rucksack ab, doch anstatt ihn zu öffnen, ging er hinüber zu einer Gruppe von Bäumen und begann, die kleinen

roten Beeren zu pflücken, die in dichten Büscheln an den Ästen hingen.

»Bist du sicher, dass man die essen kann?«

»Auf jeden Fall. Das sind Vogelbeeren. Meine Mutter hat daraus immer Konfitüre gekocht. Der Geschmack ist ein bisschen seltsam, aber ich könnte etwas Abwechslung auf unserem Speiseplan gebrauchen, du nicht?«

Während Sam damit beschäftigt war, Beeren zu pflücken, holte Kendra die Zeltplane aus dem Rucksack und breitete sie auf dem Boden aus. Dann überlegte sie, was von ihren Essensvorräten zu den Beeren passen könnte. Sie verdrängte jegliche Bedenken, die sie wegen der roten Beeren hatte – Mütter im Park würden ihren Kindern wahrscheinlich verbieten, sie zu essen. Aber schließlich hatte Sam sie ja auch zu diesem wunderschönen Ort, diesem herrlichen Moment geführt.

Er setzte sich zu ihr auf die Zeltplane, die gesammelten Beeren trug er im T-Shirt vor sich her. Er ließ sie auf die Plane kullern, wo sie sich zu dem Müsliriegel, dem gefilterten Wasser und den getrockneten Lachsstreifen gesellten. Die hatte Kendra beim letzten Mal zur Abwechslung gekauft, sie mochte sie jedoch überhaupt nicht – sie fand, dass sie nach Katzenfutter schmeckten. Allerdings gingen ihre Essensvorräte langsam, aber sicher zur Neige, daher musste sie sich wohl oder übel damit begnügen.

Sam nahm eine der Beeren und steckte sie ihr in den Mund. Sofort verzog sie unwillkürlich das Gesicht; sie schmeckte unglaublich herb und sauer. Doch nach dem halben Müsliriegel und einem kleinen Stück des getrockneten Fisches stellte sie überrascht fest, dass sie von dem Geschmack gar nicht genug bekommen konnte. Einfach dadurch, dass sie ihr Frühstück um etwas Neues ergänzt hatten, statt jeden Tag die gleichen Geschmacksrichtungen zu essen, schien die Mahlzeit etwas Besonderes zu sein. Sie stopfte den Rest des getrockneten Lachses zurück in die Tüte und legte sie zusammen mit den Müsliriegeln für später zur Seite.

Dann ließ sie sich auf die Zeltplane zurücksinken und genoss die

Aussicht zum blauen See. »Schade, dass wir nicht bis hinunter ans Wasser klettern können.«

»Wir können es probieren.«

»Nein.« Das Wort kam knapp und bestimmt heraus. »Das ist viel zu steil. Erstens würde es viel zu lang dauern, bis wir einen Weg nach unten gefunden hätten, und dann müssten wir die ganze Strecke wieder zurück.«

»Aber es wäre die Mühe bestimmt wert. Wir könnten schwimmen gehen.«

Kendra schloss seufzend die Augen. »Um diese Jahreszeit? Auf dieser Höhe? Das Wasser hat wahrscheinlich vier Grad. Kannst du nicht einmal aufhören, wenn es am schönsten ist?«

Sie hörte ein leises Rascheln, als er die Überreste ihres Mittagessens zurück in seinen Rucksack stopfte. Dann tauchte auf einmal sein Gesicht über ihr auf. »Doch«, sagte er. »Kann ich.«

Noch immer mit geschlossenen Augen streckte sie die Hand nach seinem Kinn aus, befühlte seinen sprießenden Bart. »Es ist, als ob wir die letzten Menschen auf Erden wären.«

»Würde dir das gefallen?«, fragte er.

Kendra dachte träge darüber nach – in diesem Moment fühlte sich alles träge an, als wäre nichts außer der Sonne und Sams Gegenwart von Bedeutung. Sie fand, dass seine Stimme verletzlich klang.

»Ja, vielleicht«, antwortete sie. »Manchmal fände ich es schön, glaube ich. Aber gleichzeitig macht mir der Gedanke Angst.«

Sie öffnete die Augen und sah Sams Gesicht vor sich, so nah, dass es ihr gesamtes Blickfeld einnahm. So nah, dass sie nicht erkennen konnte, ob er Tränen in den Augen hatte oder ob alles bloß verschwommen war, weil er so dicht auf ihr lag.

»Tja«, sagte er. »Mir macht der Gedanke keine Angst.«

Als wolle er seine Aussage beweisen, zog er seine Kleider aus und dann ihre, und dann schiefen sie miteinander, umgeben von strahlend blauen Spiegelungen über ihnen, unter ihnen und überall um sie herum.

Danach fielen sie in einen leichten Schlummer. Keiner von ihnen wusste, wie lange sie gedöst hatten. Es hätten zehn Minuten oder zwei Stunden sein können. Kendra steckte mitten in einem wunderbar friedlichen Traum: Sie und Sam standen nackt unten am See im Sand und das kühle Gebirgswasser schwappte über ihre Zehen. In dem kurzen Augenblick, in dem sie erst glaubte, der Traum sei wahr, und dann erkannte, dass sie nur geträumt hatte, fühlte sie: Noch nie hatte sie etwas so sehr gewollt, wie in diesem klaren, kalten Wasser zu schwimmen.

Ein lautes Krachen weckte sie auf, ein donnerndes Geräusch, das so lange anhielt, dass sie zuerst dachte, es wäre der Wasserfall, den jemand dorthin gezaubert hatte, entweder neben den See oder genau dorthin, wo sie lagen und schliefen.

Ein zweites Krachen ließ sie aufschrecken. Rasch setzte sie sich auf und griff nach ihren Kleidern. Der Himmel spiegelte sich nicht mehr im See, sondern hatte sich komplett verdunkelt. Noch halb in ihrem Traum gefangen, kam Kendra das Wort *Sonnenfinsternis* in den Sinn, doch es war keine Sonnenfinsternis, sondern bloß ein Sturm, der ohne Vorwarnung aufgezogen war.

»Sam«, rief Kendra erschrocken. Unglaublicherweise schlief er noch. Sie stand auf, zog sich ihre Hose an und versetzte ihm einen leichten, aber drängenden Stoß. »Wach auf. Es fängt gleich an zu –«

Die Zauberei ging weiter, der Himmel riss auf, noch bevor sie das Wort aussprechen konnte. Es fielen nicht erst ein paar warnende Tropfen, nein, es war, als hätte jemand den Wasserhahn voll aufgedreht. Im Nu waren sie klatschnass.

»Verdammt«, rief Sam, sprang auf und hob in einer raschen Bewegung die Zeltplane und seinen Rucksack auf. So schnell sie konnten, klaubten sie ihre Sachen zusammen und rannten los. Kendra ließ Sam entscheiden, in welche Richtung; sie dachte, er wüsste, wo es langging, und würde sie zurück zu ihrem Zelt führen.

»Warte!«, brüllte sie, als er begann, mit eingezogenem Kopf zwischen den Bäumen hindurchzuhasten. Ein Blitz erhellte den Himmel, gefolgt von einem Donnerrollen. Es war unmöglich, die

Sekunden zu zählen, da es gleichzeitig blitzte und donnerte. Kendra war zwar nicht bei den Pfadfindern gewesen, doch sie wusste trotzdem, was das hieß.

»Wir dürfen uns nicht unter die Bäume stellen!«, rief sie. »Sonst werden wir vom Blitz getroffen!«

»Willst du lieber hier draußen stehen bleiben und weit und breit das einzige Ziel sein?«, brüllte er zurück, schnappte sich ihre Hand und zog sie den Bergkamm entlang. So rannten sie eine Weile weiter. Wieder und wieder knallte der Rucksack gegen Sams Rücken. Schließlich suchten sie unter einem niedrigen Felsvorsprung zwischen mehreren Felsbrocken Schutz. Weder der See noch ihr Zelt waren zu sehen.

Sie kauerten sich eng zusammen, während über ihnen der Sturm tobte. Verzweifelt hielten sie die Plane über sich, um sich vor dem Regen zu schützen. Ihr Atem ging rasend und stoßweise. Trotzdem hatte Kendra bisher keine Angst empfunden und auch in diesem Moment fürchtete sie sich nicht. Es war ein Tag gewesen, an dem sie ausschließlich durch ihren Körper existiert hatte, ihren Emotionen gefolgt war und im Hier und Jetzt gelebt hatte. Hier mit Sam zu knien, den Sturm zu beobachten, verstärkte dieses Gefühl nur noch. Sie waren beide nass und zitterten vor Kälte, das Naturschauspiel von Licht und Getöse war wunderschön, ließ sie jedoch gleichzeitig spüren, wie klein und unbedeutend sie waren. Sie waren nichts als zwei menschliche Wesen im Wald, die warten mussten, bis Mutter Natur sich wieder beruhigte. Auch wegen der nassen Kleider machte sich Kendra keine Sorgen, sie mussten bloß ihr Zelt wiederfinden, dann könnten sie sich umziehen. Dass der Sturm so heftig wütete, konnte nur bedeuten, dass er schnell vorbeigehen würde.

Als das Gewitter allmählich abflaute, mussten sie vor Erleichterung sogar ein wenig lachen.

»Das war der Hammer«, sagte Sam. »Seit ich hier draußen bin ... oh Mann, ich weiß noch nicht mal genau, wie lang ich eigentlich schon hier draußen bin, aber so einen Sturm habe ich noch nie erlebt.«

Auch der Regen ließ langsam nach. Sam streckte die Hand unter der Zeltplane hervor, fing ein paar Tropfen auf und schlürfte sie hinunter. Kendra tat dasselbe.

»Wir hätten eine Wasserflasche rausstellen und ein bisschen Regen sammeln sollen«, sagte sie. »Schließlich müssen wir Regenwasser nicht filtern.«

Sam kramte in seinem Rucksack und zog seine noch volle Wasserflasche hervor – zum Mittagessen hatten sie aus Kendras Flasche getrunken.

»Wo ist meine?«, fragte sie.

»Ich kann sie nicht finden. Ich glaube, wir haben sie liegen lassen, als wir losgerannt sind.«

Kendra stellte sich vor, wie sie den Berghang hinabgerollt war, als sie die Zeltplane hochgerissen hatten. Bestimmt war sie unten neben dem See gelandet. In dem Dämmerlicht, das auf den Sturm folgte, kam es ihr fast so vor, als wäre der See bloß eine optische Täuschung gewesen. Wie hatten sie sich von etwas so Riesigem so schnell wegbewegen können?

»Oh nein«, rief Kendra aus. »Der Filter ist auch weg.«

Hektisch durchwühlte sie ihre Sachen, wobei sie inständig hoffte, nicht recht zu behalten. Doch bei dem wenigen, das sie dabei hatten, konnte sie ihn nicht übersehen haben. Ihre Befürchtung bestätigte sich: Sie hatten den Filter tatsächlich liegen lassen.

»Mach dir keine Sorgen«, versuchte Sam sie zu beruhigen. Vorsichtig guckte er unter der Plane hervor. »Wir haben ja noch deine andere Flasche im Zelt. Und wir haben die Jodtabletten.«

Sie stand auf, schüttelte die Zeltplane aus und klemmte sie dann zwischen die Spanngurte, die Sam außen an seinem Rucksack festgeschnallt hatte – sie wollte nicht, dass der Rucksack auch noch von innen nass wurde. Über ihren Köpfen tröpfelte das Wasser in lauten, hartnäckigen Tropfen von den Bäumen; der Regenguss schien jedoch aufgehört zu haben. Es war seltsam still, die Wolken hingen immer noch am Himmel, leer geregnet, aber noch nicht bereit davonzuziehen.

Sam ging ein paar Schritte und sah sich um. Es gab keinen erkennbaren Pfad, bloß dichte, dicke Bäume auf der einen und die Felswand auf der anderen Seite. Wo zuvor noch Fußabdrücke sichtbar gewesen waren, die ihnen den Weg hätten zeigen können, war nun alles voller Matsch und Schlamm. Der Regen hatte die oberste Bodenschicht weggeschwemmt und eine leere Leinwand hinterlassen.

»Wenn wir der Felswand folgen, kommen wir vielleicht zurück zu dem Bergkamm mit der Aussicht auf den See«, sagte Kendra. Eigentlich war es logisch: Wenn sie den Bergkamm wiederfänden, müssten sie ihn nur noch entlangwandern und würden dann irgendwann auf die Stelle stoßen, wo sie geknickt hatten.

»Aber es gibt nichts, woran wir die Stelle wiedererkennen könnten«, wandte Sam ein. »Die Wasserflasche ist bestimmt weggerollt und alles andere haben wir mitgenommen. Ich glaube, es ist sinnvoller, wenn wir durch den Wald gehen.«

»Wo alles gleich aussieht?«

Sam warf den Kopf herum, seine blauen Augen waren zusammengekniffen und blickten sie leicht überheblich an, wie Kendra fand. Trotzdem beruhigte es sie, dass Sam gelassen wirkte und den Eindruck machte, alles unter Kontrolle zu haben. Er schien ganz unbesorgt zu sein.

»Vielleicht sieht für dich ja alles gleich aus«, sagte er nur und stapfte dann mit großen Schritten zwischen den Bäumen davon. Kendra blieb einen Moment lang stehen. Normalerweise mochte sie den Anblick von Sams Rücken, aber wenn das so weiterging und er sie ständig stehen ließ, war der Ärger vorprogrammiert. Dennoch: Sie war noch so berauscht von dem Erlebnis, dass sie ihre innere Ruhe schnell wiederfand. Sie holte tief Luft und schulterte seinen Rucksack. Es fühlte sich zwar nicht so befreiend an, wie ganz ohne Gewicht zu wandern, aber verglichen mit dem, was sie sonst mit sich herumschleppte, war er kaum zu spüren.

Sam ging weiter voraus. Er wandte den Kopf mal in diese, mal in jene Richtung, während er sich kreuz und quer zwischen den Bäumen hindurchschlängelte. Der Weg, den er wählte, schien

zunehmend willkürlich. Endlich verzogen sich die Wolken über ihnen und der Himmel kam wieder zum Vorschein. Allerdings hatte er sich schon stark verdunkelt; es musste später Nachmittag sein oder bereits auf den Abend zugehen. Zum Glück zwängten sich noch ein paar Sonnenstrahlen durch das Blätterdach, sodass ihre Kleider trocknen konnten. Gott – und der Outdoor-Marke, die ihre schnell trocknende Funktionskleidung entwickelt hatte – sei Dank. Sam erging es deutlich schlechter; seine Baumwollklammotten sahen immer noch vollkommen durchnässt aus. Vor einem Vogelbeerbaum blieb er stehen und sah hinauf zu der Baumkrone, als wolle er herausfinden, ob es derselbe Baum war, von dem sie vorher Beeren gepflückt hatten.

»Das ist doch bloß ein einzelner Baum«, sagte Kendra. »Der, den du vorher gefunden hast, stand in einer ganzen Gruppe von Bäumen. Außerdem hatten wir von dort eine Aussicht auf den See.«

»Ja, ich weiß«, erwiderte Sam. »Ich habe bloß überlegt, ob wir noch ein paar Beeren sammeln sollten.«

Um ehrlich zu sein, hatte Kendra leichte Bauchschmerzen, seit sie von dem Baum gegessen hatte. Vielleicht waren die Beeren ja nicht so giftig, dass man sofort tot umfiel, aber direkt *essbar* waren sie vermutlich auch nicht.

»Nein danke«, erwiderte sie. »Ich habe keinen Hunger. Ich will bloß unser Zelt finden.«

Vor ihrem geistigen Auge sah sie die Stelle, an der sie ihr Zelt und ihren Rucksack zurückgelassen hatte. Darin befand sich fast alles, was sie seit Monaten mit sich herumschleppte, die Ausrüstung, die zu einem Teil ihres Körpers geworden war: ihr Zelt, ihr Schlafsack, ihr Campingkocher, ihr Geldbeutel mit etwas Bargeld für den Notfall. Seit jenem Abend in Maine, als Brendan sie zum Essen eingeladen hatte, war sie nicht mehr so weit von ihren Sachen entfernt gewesen. So natürlich, wie ihr der erste Teil des Tages vorgekommen war, so befreiend es gewesen war, alles zurückzulassen, umso unglaublicher erschien es ihr jetzt, dass sie sich dazu hatte überreden lassen. Sie war nicht nur weit weg von ihrer gesamten Ausrüstung,

sie wusste noch nicht einmal, wie sie sie jemals wiederfinden sollte. Keiner der Bäume um sie herum, noch nicht einmal die bescheuerte giftige Vogelbeere, trug eine weiße Markierung. Es gab nichts, was ihnen bei der Suche nach der Stelle half, an der sich alles befand, was sie zum Überleben brauchten.

»Jetzt werde bitte nicht panisch«, rief Sam, obwohl sie kein Wort gesagt hatte.

»Wer wird hier panisch?«

»Niemand.« Sein Tonfall war fest und entschieden, als würde er Befehle erteilen.

»Dann ist ja alles gut«, erwiderte sie. Es kostete sie erhebliche Mühe, ihre Stimme ruhig und gelassen klingen zu lassen. »Wenn wir nicht in Panik verfallen, was tun wir dann?«

»Wir gehen einfach weiter. Wir gehen weiter und halten Ausschau.«

»Gehen wir in eine bestimmte Richtung?«

»Da lang«, sagte Sam.

Die Gewissheit in seiner Stimme wurmte Kendra, weil sie wusste, dass sie nicht echt war. Trotzdem sagte sie nichts, sondern zog nur gewohnheitsmäßig an den Schulterriemen und folgte ihm.

Wie viel Zeit war vergangen? Eine Stunde? Vielleicht auch mehr. Jedenfalls so viel Zeit, dass allmählich Angst von ihr Besitz ergriff. Sie schienen vollkommen planlos herumzuirren. Trotz ihrer Unruhe blieb Kendra stehen und holte ihre Fleecejacke aus Sams Rucksack.

»Willst du auch deine Jacke anziehen?«, fragte sie ihn.

»Nein, danke.« Sein Gesicht hatte einen grimmigen, verbissenen Ausdruck angenommen, als würde er unter keinen Umständen zugeben, dass sie sich verlaufen hatten.

»Sie ist aber fast trocken«, sagte Kendra, nachdem sie die kratzige Wolle befühlt hatte. Die Kleider, die Sam anhatte, wirkten immer noch ziemlich feucht. Die Luft wurde allmählich kälter. Bestimmt fro er.

»Nein, es geht schon. Lass uns einfach weitergehen. Ich glaube, wir sind schon ganz nah.«

Was natürlich totaler Blödsinn war. Die Bäume um sie herum sahen ganz anders aus als an der Stelle, wo sie ihr Zelt aufgeschlagen hatten, und sie waren mittlerweile so tief in den Wald hineingeraten, dass weder links noch rechts von ihnen auch nur die Spur einer Lichtung zu sehen war. Selbst wenn sie sich wirklich in der Nähe ihres Zeltes befanden, gab es nichts, was darauf hingedeutet hätte.

Inzwischen hatte sie es satt, dass Sam so tat, als hätte er alles unter Kontrolle. Deshalb fragte sie: »Ach ja? Und wie kommst du darauf?«

Sam entgegnete nichts, sondern steuerte – bestimmt völlig willkürlich – nach links und marschierte zwischen mehreren Bäumen hindurch. Sie konnte sich noch gut an die Aussicht auf den See erinnern, Bergspitzen und Wälder, die sich vielschichtig ineinanderschoben. Jetzt jedoch waren sie in diesen endlosen, ununterscheidbaren Schichten gefangen.

Irgendwann rutschte es ihr schließlich doch heraus: »Ich wusste es. Ich *wusste*, wir hätten den Trail nicht verlassen dürfen.«

Sie hätte gedacht, er würde stehen bleiben, sich wütend umdrehen und anfangen, mit ihr zu streiten. Zum Beispiel hätte er entgegnen können, dass sie das ja anscheinend noch nicht gewusst hatte, als sie ihm, von ihrer Begegnung mit Walden stammelnd, hinterhergerannt war, und auch nicht letzte Nacht, als sie sich frei und berauscht davon gefühlt hatte, sich einmal im Leben nicht an die Regeln zu halten. Auch bei ihrem Picknick schien sie es noch nicht gewusst zu haben oder als sie überlegt hatten, ob man zum See hinunterklettern konnte, oder als sie nackt und sorglos unter ihm und dem strahlend blauen Himmel gelegen hatte. Doch er erwiderte nichts, sondern ging einfach weiter.

Ihre Panik verstärkte sich, und sie merkte, dass sie gar nicht mehr aufhören konnte zu reden.

»Es wird schon bald dunkel. Wir werden da draußen erfrieren. Wir bewegen uns die ganze Zeit im Kreis. Zu essen haben wir auch

fast nichts mehr. Es gibt hier keine einzige Markierung, an der wir uns orientieren könnten. Ich habe jede Menge Geschichten gelesen, von Leuten, denen auf dem Appalachian Trail etwas Schlimmes passiert ist, und weißt du, was sie alle gemeinsam hatten? Die Leute haben sich alle vom Trail entfernt.«

So oder so ähnlich war es aus ihr herausgesprudelt, zwar nicht genau in dieser Reihenfolge, aber dem Sinn nach. Noch nie hatte sie vor lauter Nervosität angefangen, ununterbrochen, ohne Punkt und Komma, zu reden. Aber jetzt, wo sie einmal losgelegt hatte, konnte sie gar nicht mehr aufhören. Sie hatte das Gefühl, wenn sich ihr Redeschwall verlangsamt oder sie den Mund halten würde (was Sam sich bestimmt wünschte, wie ihr seine steife, angespannte Rückenmuskulatur zu verstehen gab), dann würden sich all diese Worte in Realität verwandeln. Sie würde dann nicht mehr bloß von Katastrophen sprechen, sie würde mittendrin stecken.

»Es wird schon dunkel«, wiederholte Kendra jammernd. »Und bald wird es Nacht sein, und wir sind immer noch hier draußen, vollkommen schutzlos, wir haben fast nichts mehr zu essen und nur noch eine Flasche Wasser und –«

»Halt die Klappe«, rief Sam endlich. Er blieb abrupt stehen und drehte sich um. Eine Ader, die ihr vorher noch nie aufgefallen war, trat blau und zornig pochend auf seiner Stirn hervor.

»Nein«, brüllte sie. »Ich werde *nicht* die Klappe halten. Ich habe totale Angst, Sam. Wir könnten hier draußen sterben.«

»Aha, so schnell schlägt bei dir also die Stimmung um? Entweder bist du superglücklich und in Sicherheit oder du stehst praktisch mit einem Bein im Grab?«

»Du kapierst überhaupt nichts, oder? Das hier ist *gefährlich*. Wir sind mitten in der Wildnis, hier gibt es wilde Tiere, wir sind dem Wetter schutzlos ausgeliefert, wir haben *nichts*, wir haben alles zurückgelassen, was –«

»Alles, was – ja, was denn? Weißt du, wann *ich* alles zurückgelassen habe? Das war vor knapp acht Monaten. Vielleicht schon mein ganzes verdammtes Leben lang. Du machst dir Sorgen, dass du

dich verlaufen hast? Du hast Angst, dass du frieren könntest? Oder hungern? Du weißt nicht, was du als Nächstes tun sollst? Willkommen in meiner Welt, Prinzessin.«

Kendra musste schlucken, als sie an all die Monate dachte, die Sam allein auf dem Trail unterwegs gewesen war, ohne Geld, ohne all die Annehmlichkeiten, die ihr ganz selbstverständlich zur Verfügung standen. Ganz zu schweigen von all den Jahren zu Hause mit seinem unberechenbaren, alkoholkranken Vater. Sie wollte die Hand nach ihm ausstrecken, ihn trösten, doch er war schon nicht mehr ansprechbar. Abrupt drehte er sich wieder um und stapfte weiter.

Aber nicht lange. Ihr Streit war über den Punkt hinaus, wo es sich noch lohnte weiterzureden, und genauso neigte sich auch der Tag dem Ende zu. Es dauerte nicht lange, bis Sam sich seine Niederlage eingestehen musste. Er lehnte sich an einen Baum und ließ sich auf den Boden sinken, der immer noch nass war. Kendra streifte seinen Rucksack ab. Es gab genug Platz, um die Zeltplane auszubreiten. Sie drückte ihm seine Jacke in die Hand und zog ihre Mütze an, froh darüber, dass sie sie mitgenommen hatte. Sie wünschte, Sam hätte eine. Obwohl sie noch immer wütend aufeinander waren, kuschelten sie sich aneinander und umklammerten sich. Es war ihre einzige Möglichkeit, sich warm zu halten.